

Inhalt

So entstand dieses Buch.....	9
Nachbarn.....	12
Die Zitronen von Antonia.....	17
Hinter der Tür.....	19
Begegnung beim Kaffee: der Maler Morlà.....	26
Señor Torres oder: Wie ich den Schriftsteller Felisberto Hernandez entdeckte.....	32
Das Telefon in Margaritas Strohhut-Manufaktur.....	36
Der Kellner vom Café Colón.....	40
Maria Antonia.....	43
Der Leser an der Quelle von Pina.....	46
Visionär oder Phantast? Pere Sastre Obrador de Son Gall, Pionier des Hubschraubers.....	50
Wenn das Rebhuhn ruft.....	58
Ein Brunnen auf Mallorca.....	63
Vor der Höhle von Ramon Llull.....	68
Bewahrt in einem Bankschließfach in Palma: die Tagebücher des Harry Graf Kessler.....	72
Das „Haus des Hinkenden“: Die Geschichte des Teatre Recreatiu in Lluçmajor.....	78

Der Fisch des Bibliothekars	83
Der Pfarrer und sein Foto-Studio	86
Chopins Weste.....	92
Valldemossa Cha-Cha-Cha. Das erfolgreiche Buch der George Sand über ihre missglückte Reise auf die Insel Mallorca ...	95
In Zwietracht fest vereint. Die Doppelspitze des Restaurants Hostal Algaida.....	112
Der Patron der Feigen	116
Mallorcas neue Bio-Delikatesse.....	120
Die letzte Mandelmühle des Dorfes.....	124
Schnee	127
Auf der Plaza.....	130

SO ENTSTAND DIESES BUCH

Was befindet sich hinter den großen, fast immer verschlossenen Eingangsportalen der mallorquinischen Häuser? Wozu wird eigentlich das Rebhuhn-Fest gefeiert?

Welches schreckliche Geheimnis birgt der tiefe Adler-Brunnen?

Wir begegnen der redseligen Maria Antonia, die die Oper liebt, dem wortkargen Kellner des Jahrhundertwende-Cafés Colón, einem Bibliothekar, der seinen Goldfisch zu Rate zieht und dem Bücherretter Señor Torres. Ich lerne Pepe kennen, den Betreiber einer der letzten Mandelmühlen der Insel. Was macht Antonia mit ihrer reichen Zitronenernte und warum ist die Quelle im Dorf Pina ein meditativer Ort?

Ich erfahre von einem Pfarrer, der jeden Sonntag ein Foto-Studio betrieb und sein Dorf porträtierte, dem Philosophen Raimundus Lullus, der vor 800 Jahren in einer Höhle des Berges Randa meditierte und den Computer vorausdachte. Es gab den vom Fliegen besessenen Bauernsohn, der 1921 den ersten Helikopter entwickelte – die Insel Mallorca hat besondere Charaktere und außergewöhnliche Geschichten hervorgebracht.

Es waren zunächst kurze Notizen, die sich häuften in meinem Heft, das ich immer dabei hatte. Merkwürdiges, Gespräche oder das Aufblitzen einer Geschichte – ich sammelte, was mir begegnete und interessant erschien. „Wir Mallorquiner sind verschlossen.“ sagte man mir – umso neugieriger wurde ich.

Vor rund 200 Jahren begann alles mit den ersten Langzeittouristen Frédéric Chopin und George Sand, deren vernichtende Charakterbeschreibung „der Mallorquiner“ in ihrem Buch „Un Hiver à Majorque“ („Ein Winter auf Mallorca“), 1841, bis heute bitter nachwirkt, obwohl ihr mehrmonatiger, skandalträchtiger Besuch in Valldemossa diesem Dorf dauerhafte touristische Attraktion beschert hat. Immer wieder wurde ich darauf hingewiesen, wenn ich von meinem Buchprojekt erzählte: Aber nicht wie bei George Sand! Und so ganz eindeutig, wie immer kolportiert wird, ist auch diese Geschichte nicht. Denn trotz aller Kritik befand Madame Sand über Mallorca – obwohl sie nur einen kleinen Teil der Insel sah: „Ein Paradies, aber man muss es aushalten können.“ Sie sagte schon damals voraus, dass die herrliche Mittelmeerinsel ein beliebtes Touristenziel werden würde.

„Mallorca – the sunny island for shady people.“ urteilte hundert Jahre später Lady Bedford, eine Bekannte von Harry Graf Kessler, die er 1934 auf der Flucht vor dem deutschen Nationalsozialismus auf Mallorca wieder traf.

Trotz Millionen Touristen hat sich die Mentalität der Einwohner nicht verändert, umso mehr hält man an den Traditionen fest, die in immer wieder erzählten Geschichten, Musik und Tanz zu den Fiestas weitergegeben werden. Liest man die akribischen Aufzeichnungen des Erzherzogs Louis Salvator (um 1868), so sind diese in den vergangenen 200 Jahren die gleichen geblieben, ebenso wie die Essgewohnheiten oder die Wohnungseinrichtung der Inseinwohner. Und so wie das Mallorquin seine mündliche Tradition pflegt, bildet sich so manches aus der wechselvollen Vergan-

genheit und der Mentalität der Einwohner Mallorcas in persönlichen Geschichten ab, die man geduldig aufspüren muss. Wenn man sich Zeit nimmt, stehenbleibt, zuhört und zum Erstaunen bereit ist und mit „offenen und ungetrübten Augen spaziert“ (R. Walser).

NACHBARN

„Nachbarn sind wichtiger als die eigene Familie“: mit diesen Worten begrüßte uns unsere reizende Nachbarin, eine ältere Dame, Mutter einer großen Familie, die das herrliche Anwesen aus dem 18. Jahrhundert bewohnt, das an unseres angrenzt.

Wir lernten sie einen Tag vor unserem Einzug bei der allerletzten Ortsbesichtigung mit den Vorbesitzern in unserem neuen Haus kennen. Ihr Mann war gerade ins Krankenhaus gebracht worden und sie war sehr besorgt.

Am Tag darauf kam unser Umzugsgut, alles verbunden mit dem üblichen hektischen Trubel. Plötzlich stand in dem ganzen Hin und Her eine unbekannte Dame in der Tür, um mir zu sagen, dass der Nachbar von nebenan vergangene Nacht gestorben sei. Warum sagte sie mir das, einer noch vollkommen Unbekannten und was wäre nun zu tun, nachdem ich informiert worden war? Ich hatte es als Hinweis verstanden, dass man als Nachbar reagiert – aber wie? Ich versuchte vergeblich in den folgenden Tagen eine Beileidskarte zu kaufen. Tatsächlich fand ich das Wort nicht einmal in meinem dicken Lexikon, hingegen „Beileidsschreiben“. Ich schrieb also ein paar Zeilen und steckte den Brief in die Tür nebenan – etwas unsicher weiterhin, was die Beileidsriten auf Mallorca betraf und vor allem die korrekte Formulierung. Als neue „Nachbarin“ wollte ich gern alles möglichst richtig machen, denn schnell kommen Missverständnisse auf. Das beste Beispiel dafür, wie man aus Ahnungslosigkeit Misstöne erzeugt und sich unbeliebt macht, fiel mir sofort

ein, während ich an meinem Brieflein tüftelte: George Sand mit ihrem Buch „Ein Winter auf Mallorca“.

Einige Tage später traf ich meine Nachbarin auf der Straße; sie bedankte sich sehr freundlich für meine Zeilen und lud uns ein, sie zu besuchen, um uns ihr Haus zu zeigen.

Gerade hatte ich das Buch „Geliebte Mallorquiner“ von Guy de Forestier gelesen, das davor warnte, derlei herzliche Einladungen wortwörtlich zu nehmen. „Mi casa es su casa“ ist eine gängige Redewendung in ganz Spanien, von der jeder Spanier weiß, dass sie rein intentional gemeint ist, aber keineswegs eine Konkretisierung vorsieht. Diese Redewendung hatte ich oft in Madrid vernommen. Und wieder dachte ich an George Sand.

Jemand hatte ihr damals, 1838, seine Kalesche angeboten, wann immer sie sie benötige. Madame Sand hatte dieses Angebot für bare Münze genommen und sich diese ausgeborgt. Prompt folgte die heftige Beschwerde des „großzügigen“ Leihgebers über die Unannehmlichkeiten, die ihm dadurch entstanden seien.

Wie sollte ich nun auf die Einladung meiner Nachbarin reagieren? Wenn man nicht weiß, wie etwas richtig tun, tut man am besten erst einmal gar nichts.

Aber immer, wenn wir uns trafen, wiederholte sie ihre Einladung und fragte, wann wir denn kämen und schlug schließlich den nächsten Nachmittag vor. Sie meinte es ernst und wir klingelten bei ihr.

In dem großen Torbogen-Portal der zwanzig Meter breiten Front öffnete sich eine kleinere Tür; wir schritten über eine hohe, ziemlich ausgetretene Steinschwelle und standen in einem dunklen

Zwischenraum vor einer hohen Glastür. Dahinter lag eine weit-räumige fensterlose Halle mit alten Kieselfußböden, dunklem Mobiliar und mehreren Blattpflanzen in blinkenden Kupferbehältern. Auf einer breiten Kommode standen Fotos und kuppelförmige Glasgefäße – was genau darin aufbewahrt wurde, vermochte ich im schummerigen Licht nicht zu erkennen. Nach links und rechts führten Treppen in die oberen Etagen, geradeaus sah man im Hintergrund eine Tür zum Garten. Wir gingen über eine dunkel glänzende Holztreppe hoch in eine düstere Bibliothek mit überquellenden Bücherregalen, manche Bücher noch in Cellophan, unausgepackt, Vorhänge und Läden waren geschlossen. Es stapelten sich Zeitschriften.

Auf einem Notenständer war eine Partitur aufgeschlagen, ein schwarzer Flügel stand daneben, einige Querflöten lagen auf einem Sessel oder hingen an der Wand. Dies war das Refugium des kürzlich Verstorbenen gewesen, der Bücher und Musik geliebt hatte. Alles stand noch so bereit, als könnte er gleich die Treppe heraufkommen. Wann hatte er zum letzten Mal hier gesessen, musiziert und gelesen? Ich versuchte, möglichst viel wahrzunehmen, ohne allzu neugierig herumzuschauen und kam mir ein wenig wie ein Eindringling vor.

Sie zeigte uns tatsächlich das ganze Haus mit vielen Zimmern – alle mit verschlossenen Läden und Vorhängen und Möbeln vergangener Generationen. Obwohl dies das Haus einer mehrköpfigen Familie war, sah alles merkwürdig unbewohnt aus, eher wie eine volkskundliche Ansammlung traditionellen Mobiliars. Sie führte uns sogar in den mit alten Keramikschüsseln und Spinneweben

überzogenen Flaschen gefüllten Keller und zur gewaltigen Zisterne, die nicht mehr benutzt wurde, aber ein kleines Hallenbad hätte aufnehmen können.

Es machte ihr sichtlich Freude, und für uns war es eine außergewöhnliche Möglichkeit, tatsächlich eines dieser stets geheimnisvoll verschlossenen Anwesen sehen zu können. Ich verstand: Es gibt Regeln, aber es gibt auch individuelle Auslegungen dieser Regeln, auch im ländlichen Mallorca.

Sicher war ein Schlüssel die Tatsache, dass wir zumindest Castellano sprachen, die Sprache, die alle auf der Insel in der Franco-Zeit verpflichtet waren zu lernen und die alle, zumindest der älteren Generation, fließend sprechen. Auch wenn sie unter sich Mallorquin nutzen, „ihre“ traditionelle Sprache, die ihnen unter Franco verboten war. Die meisten Ausländer sprächen ja nicht mal Castellano, sagte man mir, und interessierten sich auch nicht für die Insel.

Von nun an begann ein reger nachbarschaftlicher Austausch, wir liehen uns gegenseitig Bücher und manchmal warf sie uns einen interessanten Zeitungsartikel in den Briefkasten. So begann ich, Catalán zu lesen. Ich entdeckte in ihrer umfangreichen Bibliothek alle Bände des „Arxiduke“, des Habsburger Erzherzogs Louis Salvator, der bis heute wegen seiner umfangreichen Mallorca-Recherchen hier auf der Insel verehrt wird. Zur Orangenzeit lud sie uns ein, Früchte von ihren üppig tragenden Bäumen zu pflücken. Wir erfahren viel von ihr über Hintergründe der Lokalpolitik, über mallorquinische Geschichte, über kulturelle Veranstaltungen auf der Insel. Manchmal treffen wir uns bei einer der lokalhistorischen

Veranstaltungen; mein Mann und ich sind fast immer die einzigen Ausländer. Auf diese Weise lernen wir allmählich weitere Nachbarn kennen und haben uns daran gewöhnt, dass man beim Gang in die Stadt immer grüßt, für einen Schwatz stehenbleibt, auch wenn es „nur“ ums Wetter geht und das Gespräch zwischen „Heiß heute.“ oder „Jetzt ist es aber kalt.“ oder „Es kommt Regen.“ oszilliert. Das kann ich inzwischen auf Mallorquin beitragen, denn meine Nachbarn sprechen zunehmend mit mir Mallorquin – damit ich es lerne. Meine neueste Erwerbung ist der Satz „Tinc es dinar fet.“: Ich habe das Mittagessen vorbereitet. Dahinter verbirgt sich allerdings keine Einladung zum Essen!

Wichtig ist das gegenseitige Grüßen, was sehr genau registriert und mit einem Lächeln angenommen wird. Auch wenn man sich nicht persönlich kennengelernt hat.

Nach zwei Jahren sprach mich eines Tages eine Dame an, die in einer Nebenstrasse wohnt und die ich schon öfter gesehen hatte. Sie kam auf mich zu mit den Worten: Ich heiße Margarita, Du bist doch die Nachbarin von Magdalena. Und gab mir die Hand.

Mallorquiner sind von Natur aus eher zurückhaltend mit Fremden und warten erst einmal ab, wie sich Hinzugezogene verhalten. Ein Gruß, ein Lächeln wird auch hier geschätzt.

In dieser bäuerlichen Inselgesellschaft ist respektvolles Miteinander unabdingbar, die feinen Regeln dafür muss man selbst herausfinden. Darin unterscheidet sich die mallorquinische Gesellschaft von keiner anderen.

DIE ZITRONEN VON ANTONIA

Zitronen wachsen in fast jedem mallorquinischen Garten in großer Menge und alle reifen zur gleichen Zeit. Was tun die glücklichen Baum-Besitzer damit? „Wir verschenken sie“, sagte die ältere Dame aus meinem Viertel. Nachdem sie mich gefragt hatte: Quiere limoni? Wollen Sie Zitronen?, stellte sie sich vor: Antonia.

Wir zogen mit Körben in ihren Garten und pflückten. Bei etwa 10 kg hörten wir auf, aber die Bäume zeigten kaum eine Lücke – immer noch voller Zitronen. Dann führte sie uns in ihr zweites Haus, auch dort sei ein großer Garten mit vollen Zitronenbäumen.

Er befand sich hinter einem Haus im Rohbau-Stadium, in dem verrostete Fahrräder, altes Ackergerät, bemalte Fliesen und noch so mancherlei lagerte – ein riesiger Raum im Erdgeschoss, der problemlos zwei Autos beherbergt hätte. Eine Treppe nach oben und weiterer Wohnraum war im Rohbau angelegt, aber ebenso nicht fertig gestellt. Sie habe das Haus geerbt, könne es aber nicht nutzen – vielleicht später einmal die Enkel. Auf dem Weg dorthin waren wir am Haus ihrer Tochter vorbeigekommen, ehemals das Haus der Großmutter. Durch die Tür blickte man in einen üppigen Garten, ebenfalls mit Zitronen- und Orangenbäumen.

Das leerstehende Haus mit Garten lag etwa 100 m weiter. Im gepflegten Garten standen Orangen-, Mandarinen- und Zitronenbäume, außerdem wuchs Mangold, alles prächtig von der Sonne beschienen – ein großer heller Garten mit guter brauner Erde. Und ein leerer Hühnerstall, auch ungenutzt.

Nein, sie ginge nicht oft hierher, in ihrem eigenen Garten seien ja auch Zitronen und Orangen. Ihr Mann wäre genau zwei Mal im letzten Jahr hier gewesen. Sie hätten keine Zeit, auch nicht, um den großen Vorraum aufzuräumen. Also blieb alles, wie es seit Jahren war und würde so in die Hände der Nachkommen übergehen. Verkaufen, nein, das wolle sie nicht. Und wir könnten jederzeit den Schlüssel haben und mehr pflücken, wann immer wir wollten.

Die Nachbarn hätten sie schon gefragt, ob sie nicht den unteren Raum als Garage vermieten wolle. Aber das interessiere sie nicht.

„Ich habe alles, was ich brauche“, war ihr Kommentar.

Wo auf der Welt begegnet dir heute noch so eine Antwort?

Glückliches Mallorca!

HINTER DER TÜR

Geht man durch eine der typischen Ortschaften auf der Insel Mallorca, sieht man in lange Straßenzüge mit geschlossenen Hauseingängen, geschlossenen Fenstern und geschlossenen Läden an den Balkons. Man glaubt, der Ort sei unbewohnt – bis sich dann doch eine Tür öffnet, jemand ein Haus verlässt oder betritt.

Einen Bürgersteig bietet die schmale Straße fast nicht, die Häuser, meist aus dem 18. Jahrhundert oder dem Beginn des 19., stehen direkt an der Fahrbahn. Sie sind ein- oder zwei-, selten dreistöckig, die Dächer verschieden hoch. Fast immer ist das Baumaterial der helle, inseltypische Marès-Stein.

Wand an Wand aneinandergesetzt besitzen alle Häuser ein beeindruckendes, fast überdimensioniertes Eingangsportale, eingerahmt von einem dekorativen steinernen Rundbogen. Die Anzahl der in der Rundung verarbeiteten Steine zeigte den Wohlstand des Eigentümers an. Später wurde es „modern“, in den Rundbogen eine rechteckige Tür zu installieren, was das Ensemble störte; Ende des 19. Jahrhunderts passten sich die Umrahmungen an, wurden eckig, weniger prächtig – und weniger kostspielig.

Die mächtige Tür, die nur an Festtagen geöffnet wird, ist aus schwerem Holz, versehen mit Messingbeschlägen. Diese großen Holztore werden regelmäßig und liebevoll gepflegt; es handelt sich um ein besonders wetterfestes Holz aus Nordamerika – „madera de norte“ genannt. Nach dem regenreichen Winter und vor dem sonnenintensiven Sommer, gern vor den Osterprozessionen, wird es Jahr für Jahr zum Schutz gegen die Sonneneinstrahlung mit

Holzöl eingerieben. Jede Eigentümerin scheint ihre ganz eigene, besonders wirksame Ölmischung zu haben. Auch die Messingbeschläge, Schlösser und Scharniere an der Tür werden regelmäßig poliert: sie müssen glänzen.

Eingelassen in das große Portal ist eine kleinere Pforte, durch die man im täglichen Betrieb ein- und ausgeht. Ist der Eigentümer zu Hause und ansprechbar, steht diese ganz oder halb offen – man kann hineinsehen. Den Blick hinein verbirgt meist eine dünne Gardine mit Spitze oder Stickereien versehen, die aber oft so leicht ist, dass man doch ein wenig hindurchsehen kann.

Man erkennt eine elegant möblierte Diele mit einer Treppe in den nächsten Stock, dahinter folgt eine weitere Tür, dann ein nächster, häufig neonbeleuchteter Raum: die Küche oder das Esszimmer. Tageslicht fehlt, die Durchgangsräume haben keine Fenster, man lebt das Jahr über bei künstlichem Licht. Im Sommer bleiben diese fensterlosen Räume kühl. Von dort geht es weiter in den Innenhof oder Garten; Pflanzen leuchten aus dem Patio von weit hinten durch das Dunkel.

In Häusern aus dem 18. Jh. ist der Fußboden im Eingangsbereich mit abgerundeten grauen Natursteinen oder kräftigen Kieselsteinen ausgelegt, manchmal in geometrischen Mustern und blank durch die lange Benutzung. Später erbaute Häuser verlegten quadratische, oft glasierte Fliesen in Ocker- oder Siena-Farbtönen, auf deren Glanz die Hausfrau stolz ist.

Ich scheue mich immer ein bisschen, in diese geschützte Intimität hineinzuschauen oder gar einen forschenden Blick zu riskieren. Aber durch die teilweise Öffnung und die Beleuchtung wird das

neugierige Auge geradezu aufgefordert. Eine gewisse Zurschaustellung scheint durchaus beabsichtigt.

Die Diele ist in fast allen Häusern auffallend ähnlich eingerichtet, vermutlich schon seit der Großmutter oder Ur-Großmutter. Diesen Raum nennt man den Empfangsraum, den „recibidor“, ein Begriff, der aus Zeiten stammt, in denen man „empfang“. Nun hat man vermutlich schon vor hundert Jahren nicht in allen Häusern „empfangen“; heute fällt diese Notwendigkeit vollends weg. Der recibidor jedoch bleibt.

Die Ausstattung ist seit langem Konvention und wird von Generation zu Generation vererbt: schwere dunkle Holzstühle stehen an der Wand entlang, auch ein Tisch, eine Kommode, davor auf dem Boden ein Kupferbottich – selbstverständlich auf Hochglanz gewienert – in einem Holzgestell das Holzkohlebecken, die frühere Fuß-Heizung, der „brasero“, ein typisch mallorquinischer Gegenstand.

Bis auf einen Kamin in der Küche sind die Häuser grundsätzlich ohne Heizung. Im Wohnzimmer (oder wenn nötig im recibidor) sorgt der brasero zumindest für warme Füße. Heute wird er nicht mehr mit Holzkohle befeuert; es gibt eine elektrifizierte Version dieses Gerätes und besondere runde Tische mit einem integrierten Einsatz dafür in Fußhöhe. Den brasero unter dem Tisch verbirgt eine schwere Tischdecke, unter die die Umsitzenden ihre Füße platzieren, ähnlich wie bei einem japanischen Kohlebecken. Ich hatte diese speziellen Tische schon in traditionellen Möbelgeschäften bestaunt, bis ich selbst einmal meine Füße unter so einen Tisch stecken durfte und sofort warme Füße bekam.

In größeren Häusern findet sich außerdem eine mächtige Standuhr und bei genügend Raum ein Schaukelstuhl Typ Thonet. Eine in völligem Dunkel überlebensfähige Grünpflanze, der die Putzfrau stets die Blätter zwecks Glanzes säubert, gehört auch unbedingt dazu, wer Platz hat, stellt mehrere auf. Die Pflanzen stehen oft in Messing- oder Kupfertöpfen.

Auf dem Tisch oder der Kommode prangen Fotos der Familie, Kerzenleuchter aus Messing und katholische Reliquien. Diese stammen häufig von einer besonderen Pilgerreise der Vorfahren nach Rom oder Santiago de Compostela. Diplome der Familie und Fotos der eigenen Hochzeit finden dort auch gern Platz – und natürlich die sämtlicher Enkel in verschiedenen Altersstufen. Die antiken Stühle sind keineswegs zum Sitzen gedacht – im recibidor sitzt man selten, nur bei „neuem“ Besuch oder in den sehr heißen Sommertagen. Dann ist er – mangels Sonneneinstrahlung – der kühlsche Raum des Hauses.

Ein besonders typisches und kostbares Ausstattungsstück ist der „florer“; wie der Name schon suggeriert, denkt man an Blumen. Aber was durch den hohen runden Glassturz auf einer runden Holzplatte geschützt wird, ist kein Bukett aus Trockenblumen, sondern sind aus winzigen Muscheln hergestellte floral anmutende Gebilde, kunstvoll



zusammengeklebt und durch die Glaskuppel geschützt. Florers wurden von besonders geschickten Frauen im Dorf hergestellt; die

dazu erforderlichen vielen Müschelchen und Schneckchen sammeln sie selbst am Strand. Viele, sehr viele sind dafür nötig, besonders von den ganz kleinen – und möglichst viele verschiedene Sorten, die heute nicht mehr so reichlich zu finden sind.

Eine Inselberühmtheit war „Maria ohne Arme“ (Maria sin brazos), die – vollkommen ohne Arme auf die Welt gekommen – nur mit den Füßen – unvorstellbar! – diese filigrane Tätigkeit perfekt ausübte. Ihre florers sind wertvolle Schätze. Heute gibt es nur noch wenige Frauen auf der Insel, die diese ausgefallenen und kostbaren Stücke herstellen können – und auch der Muschelreichtum hat stark nachgelassen. Die florers sind Erbstücke, auf die man sehr stolz ist. Als wertvolles Geschenk sind sie auch heute noch – meist zur Hochzeit – bei jungen Paaren beliebt.

Grosse Häuser verfügen über einen separaten recibidor mit Fenster zur Straße. Dessen Läden und Vorhänge sind nahezu das ganze Jahr über geschlossen und werden nur bei besonderen Besuchen oder Festen geöffnet. Dann dringt ausnahmsweise Tageslicht hinein. Vergessen wir nicht, dass der Zweck der Hausarchitektur auf Mallorca (wie überhaupt am Mittelmeer) darin besteht, die Hitze (Sonne) draußen zu halten.

Und so sieht man durch größere oder kleinere Eingänge überall dasselbe Szenario: Kupferbottich (glänzend) ehemals für Holzkohle, spanischer Tisch, Kommode mit Familienfotos, Blattpflanze, ebenfalls im Kupfertopf, wuchtige Stühle, Kandelaber im Treppenhof. In den kleineren, einfacheren Häusern verschmelzen Diele und „recibidor“, man stellt dort auch das Fahrrad, den Motorroller, den Kinderwagen oder sogar den Fernseher hinein, oft alles mit-

einander. So ganz möchte man aber auf die repräsentativen Elemente nicht verzichten.

Wer empfängt hier wen? Wo ist das Personal, das die Visitenkarten überreicht an die Dame des Hauses in den hinteren Räumen? Auch die mallorquinische Gesellschaft hat sich verändert: „Empfängt“ man heute noch?

Tatsächlich ist es mir einmal passiert: ich wurde „empfangen“. Ich besuchte nach unserem Einzug eine Nachbarin einige Häuser weiter in unserer Straße und landete zuerst in dem recibidor, einem großen Raum mit vielen Sitzmöglichkeiten: im vorderen Teil stehen gepolsterte Stühle um einen runden Tisch herum, im hinteren Teil eine breite gepolsterte Sitzbank mit Sesseln um einen rechteckigen Tisch. Die Möbel stammen von den Grosseltern, solide handgefertigte Ware, die bereit ist, weiteren Generationen zu dienen. Aber diese Möbel dienen kaum noch, sie stehen am gewohnten Ort nahezu ohne Funktion. Die Läden zu diesem Raum sind immer geschlossen, jetzt, anlässlich meines Besuches öffnete man sie und Licht fiel hinein.

An den Wänden hingen teils verblichene, teils neue Fotos, gerahmte Auszeichnungen, Schulzertifikate – sogar „mention très bien“ für einen Französischkurs der Eigentümerin vor vielen Jahrzehnten – und weitere Dokumente in verblasster Tinte. Auch ein paar verblichene Grafiken und Porträts (der Vorfahren?) prangten symmetrisch angeordnet über den Sitzmöbeln. In halbhohen Regalen drängten sich ehrwürdige Bücher; die mehrbändige Enzyklopädie des Erzherzogs Louis Salvator über die Balearen gab es sogar doppelt: in Castellano und in Catalán.

Dann öffnete die Eigentümerin eine der knarrenden Schubladen der prächtigen Nussbaumkommode und zeigte mir den gehüteten Inhalt: mit Monogramm bestickte Taschentücher aus dem Nachlass des Großvaters und des Großonkels, Taufkleidchen der Großmutter, bestickte Kragen – mehrere Generationen alt und natürlich nicht zum Benutzen, nein, zum Aufbewahren für die Nachkommen wie seit jeher.

In einer großen Glasvitrine stand die Weihnachtskrippe der Familie, dauerhaft aufgestellt, und links und rechts flankiert von zwei halbmeterhohen florers, Hochzeitsgeschenke der Grosseltern und des Onkels in Argentinien.

Ich befand mich wie in einem Ausstellungssaal eines Heimatmuseums, Abteilung „recibidor“. Der Nachlass mehrerer Generationen hatte sich hier angesammelt und verdichtet, und alles war unterlegt mit Geschichten und Geschichte aus ununterbrochener jahrhundertalter Überlieferung; bei jedem Besuch erfuhr ich eine weitere aus dem Leben der Vorfahren.

Die großen und schönen wie die kleinen und bescheidenen Häuser bewahren auf Mallorca ihr Innenleben. Und so scheint für den Besucher jede Dorfstrasse eine Fülle von Geheimnissen bereitzuhalten, von denen man nur bei sich öffnenden Türen eine Idee erhaschen kann. Im Süden exponiert man sich nicht, sondern lebt in seinen Innenräumen, verborgen vor der Sonne und den Nachbarn – außer wenn man „empfängt“.